

# Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 6 — Sonntag, den 9. Februar 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Birger als Lehrmeister in Johannegeorgenstadt

Von Mag. Uhlig, Johannegeorgenstadt.

Es war einmal — so beginnen alle Märchen — ein Januar, da lag wirklich Schnee. Und da glitt in strahlender Winter-sonne auf flinken Brettern ein halbes Duzend frischer Jünglinge über die weißen Flächen. Drei trugen dunkelrote Pullover mit einem weißen, weithin leuchtenden K auf der linken Seite. Dies sind Kongsberger Springer, Sigmund Ruud, sein Bruder Birger und Arne Guttormsen. Sie fahren nach der großen Sprungschanze, um ihr Können in einem kameradschaftlichen Kampfe zu messen. Dort entspann sich zwischen den Brüdern ein Wettstreit: Erreichte Sigmund im ersten Gange 60 Meter, so Birger 72 und überbot damit die von seinem Bruder aufgestellte damalige Bestleistung in Deutschland. Im zweiten Gange holte Sigmund mit ebenfalls 72 Meter seinen Bruder ein. Dieser aber übertraf ihn mit 74 Meter. Im dritten Gange ging Sigmund auf 73, doch behielt Birger mit 76 Meter das letzte Wort. So endete die Ausschritt mit einem sportlichen Ereignis: Dreimal nacheinander wurde an einem Tage die deutsche Höchstweite im Schneeschuhspringen überboten. Das geschah im Januar 1933 an der Hans-Heinz-Schanze in Johannegeorgenstadt, zu dieser Zeit Deutschlands größte Schanze. Am darauffolgenden Sonntag hatte Birger Gelegenheit, bei den Wettläufen des Westkreises im Skiverband Sachsen sein großes Können erneut unter Beweis zu stellen. Die Art, wie dies geschah, hat alle Zuschauer gefesselt. Wir Deutschen sind wohl ein analytisches Volk, haben uns aber trotzdem den Blick fürs Ganze zu erhalten versucht. Und wie uns Birgers Sprünge mit der Gewalt eines Naturereignisses überkamen, gingen wir vorerst darauf aus, zu einem Gesamteindruck der Bewegung zu kommen. Dabei hat sich offenbart: So bewundernswert bei Birgers Sprüngen die

Beherrschung der Luftfahrt ist, so ist das Großartigste an ihnen doch der Aufsprung. Birger landet so leicht und sicher, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, er könne jemals stürzen. Auch bei den weitesten Sprüngen erkannte das Auge des Beobachters nur eine flüchtige Federung, nach welcher der Springer standfester weitergleitet.

Wir haben in Johannegeorgenstadt mit eigenen Augen gesehen, daß Birger auch gut turnen kann. Aber auch, wenn wir dies nicht gesehen hätten, hätten wir es aus seinen Sprüngen erkannt. Und obgleich in Deutschland wohl mehr geturnt wird wie in Norwegen, könnten unsere jungen Leute hier lernen. Nicht wie man turnt, sondern, daß erst aus einer Verbindung von Turnen und Sport sich die vollkommene Bewegung und die höchste Leistung ergibt. So sei unserem nördlichen Freund herzlichster Dank gesagt, daß er uns in seiner Person einen vortrefflichen Lehrmeister, aber auch einen guten und freundlichen, vor allem einen bescheidenen Menschen vorgeleitet hat. Und dieses Vorbild ist nicht ohne Wirkung geblieben: Unsere Kinder haben ihn bewundert. Mancher Wunsch wird da in den kleinen Herzen reg geworden sein. Einer von denen, die damals zu ihm aufstehen, ist an dem Vorbild gewachsen. So, daß er jetzt seine Heimat mit größten Ehren vertreten kann: Paul Kraus aus Johannegeorgenstadt, damals noch Kind, heute erst Jungmann, hat durch seine guten Leistungen in der deutschen Olympiamannschaft in ganz Deutschland Aufsehen erregt und seine obererzgebirgische Heimat in vortreffliche Erinnerung gebracht. Wir wünschen, daß in ihm das Vorbild Birgers noch weiter wirken möge, so weit, daß er es vielleicht noch erreicht. Und darauf beiden, dem Meister und dem Schüler, ein herzliches Glückauf!



Birger Ruud am Turm der Olympiaschanze. (Scherl, Bilderdienst, A.) Der berühmte norwegische Springer genießt hier vom Turm der Olympiaschanze in Garmisch den herrlichen Ausblick, den man auf das Olympialtal hat.

genstadt, damals noch Kind, heute erst Jungmann, hat durch seine guten Leistungen in der deutschen Olympiamannschaft in ganz Deutschland Aufsehen erregt und seine obererzgebirgische Heimat in vortreffliche Erinnerung gebracht. Wir wünschen, daß in ihm das Vorbild Birgers noch weiter wirken möge, so weit, daß er es vielleicht noch erreicht. Und darauf beiden, dem Meister und dem Schüler, ein herzliches Glückauf!

# „Geschaffen, ein Königreich zu regieren...“

Laetitia Bonaparte, die Mutter des großen Korsen. — Sie starb vor 100 Jahren am 2. Februar 1836.

„Meine Mutter wäre geschaffen,  
ein Königreich zu regieren.“  
(Ausspruch Napoleons im Jahre 1805.)

Napoleon verehrte seine Mutter als das höchste menschliche Wesen, dem keine Frau nahe kam. Sie war für ihn schlechthin das Ideal der Frau, die er sein Leben lang suchte und nirgends fand. Eine echte Korsin war Laetitia Bonaparte: schön, klug, tapfer und unverdrossen, eine Frau, die in ihrer Jugend gewohnt war, in den wilden Klüften des Berglandes mit den Männern um die Freiheit zu kämpfen, eine Frau, der der Krieg nicht fremd war, die keine Strapazen scheute und doch eine echte Mutter sein konnte, eine verständige und mit geringen Mitteln wirtschaftende Hausfrau.

Sie ist Mutter von acht Kindern aus der Ehe mit Carlo Bonaparte, der noch gegen Frankreich für Korsikas Unabhängigkeit kämpfte. Bis das Leben ihres zweiten Sohnes Napoleon den jähen Aufstieg nahm, ging es nicht gut. Die Kinder wollten erhalten sein. Noch als sie im vierten Stock eines Hauses zu Marseille wohnte, kann sie sich kaum das Notdürftigste leisten. Dann feiert der große Sohn seine ersten Triumphe im Konvent. Seine erste Sorge ist es, Mutter und Geschwister standesgemäß auszurüsten. Die Mutter erhält ein schönes Haus; Wagen und Pferde stehen zu ihrer Verfügung. Aber die gewohnte Sparsamkeit kann sie nicht verleugnen. Es sind unruhige Jahre. Man weiß nicht, was die Zukunft bringt. Auf jeden Fall ist es besser, etwas zurückzulegen. — Als 47jährige weist Laetitia mit ihren Kindern in Montebello, jenem herrlichen Schloß, in dem Napoleon 1797 fast die ganze Mitte des Jahres verbringt. Sie befindet sich in einem inneren Zwiespalt. Das Jahr vorher hat sie nur unter größtem Widerstreben ihre Einwilligung zu der Vermählung mit Josephine Beauharnais gegeben. Auch jetzt kann sie sich noch nicht damit abfinden. Die Persönlichkeit der Kreolin entspricht nicht ihrem Geschmack, und es scheint jetzt schon, daß sie niemals Kinder bekommen wird, und das ist für Laetitia etwas Unvorstellbares.

Auch später mißtraut sie allem Glanz, der sich um den Kaiser und Josephine breitet. Sie lehnt es ab, in den Tuileries zu wohnen. Der Aufstieg geschah für sie in einem zu raschen Tempo; aber das Familienleben will sie, so gut es bei dem Kaiser möglich ist, aufrecht erhalten. Sonntags erscheint sie an der Hofstafel, hält sich aber auch hier, wenn Gäste zugegen sind, stark zurück. Wenn Napoleon der Mutter Vorwürfe macht, daß sie zu bescheiden lebe, antwortet sie: „Ich bin gewöhnt zu sparen, und es wäre gegen meine Art, wenn ich viel Geld ausgäbe.“ Sie warnt den Kaiser, wo sie kann, besonders vor den allzu Zubringlichen, die immer ihr Herz auf den Lippen tragen und nichts als Schmeicheleien hervorbringen. Mit dem allergrößten Mißtrauen betrachtet sie Talleyrand. Sie sieht förmlich den Verrat, den er einst üben wird, und es ist eine traurige Genugtuung für sie, daß sie diesen Verrat wirklich erlebt . . .

Rund um den Kaiser sind Schlingen gebreitet. Laetitia könnte sie mit Händen greifen; aber Napoleon selbst hält es noch für Hirngespinnste. Seine Brüder könnten ihm Rettung bringen, denkt sie, und wenn sie auch keine Staatsmänner sind, so könnten sie doch Vertraute seines Herzens sein. Aber der Kaiser will es nicht. Er haßt das Mittelmäßige und Unzulängliche. Das alles bereitet Laetitia, die die Sechzig erreicht hat, schwere Sorgen. Ueberall sieht sie Verrat, Zwietracht und Eifersucht. Gibt es überhaupt jemanden, auf den sich der Kaiser noch stützen könnte? Sie kennt keinen, und wie zur Bestätigung erhält sie kurz darauf einen Brief des Kaisers, in dem er die Möglichkeit andeutet, daß sein Schicksal sich wenden könnte. Schwarz auf weiß steht es da: „In dieser Lage, da ganz Europa sich gegen mich erhebt, und mein Herz von Sorgen bedrückt ist . . .“ Zu spät, zu spät, möchte sie fortfahren.

## Als Hüterin des Sohnes auf Elba.

Am 6. April 1814 hatte Napoleon abgedankt, und für sich und seine Nachkommen auf die Throne Frankreichs und Italiens verzichtet. Bierzehn Tage darauf trat er die Reise nach dem Exil Elba an. Seine Widerstandskraft scheint noch nicht erschüttert, so daß ein Begleiter zu der Annahme kommt: „Der Kaiser ist auf der Insel sehr zufrieden. Man möchte denken, er hat das Vergangene vergessen. Er beschäftigt sich mit der Einrichtung seines Hauses und sucht nach einem geeigneten Platz für eine bessere Wohnung . . .“

Nur wenige Monate ist er allein. Dann kommt mit dem Sommer auch die Mutter in das kleine Haus. Sie fühlt sich so froh und glücklich, wie sie es seit langem nicht war. Der Sohn ist in Sicherheit. Anschläge böser Menschen und Schlachten sind nicht zu fürchten. Der Vergleich mit der heimlichen Berginsel steigt auf. Es ist ja fast ebenso schön hier. Und es war doch gut, daß sie Geld gespart hatte. Jetzt kommt es ihrem Sohn zugute, der ihr einst die Sparsamkeit zum Vorwurf machte, und er lächelt fast beschämt, wenn er die Mittel empfängt. Es gibt wieder frohe Tage zwischen Mutter und Sohn. Fast bis zum letzten Tage weiß die Mutter nichts von den Plänen Napoleons. Alles zur Abfahrt von Elba ist schon vorbereitet. Man hat es auch vor ihr geheim gehalten, und der Kaiser teilt es ihr erst in der Nacht vor der Abreise mit.

Die Mutter will es kaum glauben. Sie ist voller Unruhe über das neue Furchtbare, das sich entwickeln muß; aber es hat keinen Zweck, ihn zurückzuhalten; denn seine Entschlüsse sind gefaßt und jede Aengstlichkeit würde seine Gedanken stören . . .

## „Eine Mutter, tief gebeugt . . .“

Es kam, wie es kommen mußte. Der Kaisertraum war ausgeträumt. Europa ordnete sich, nachdem der Eroberer verschwunden fern von allen Küsten saß Napoleon auf St. Helena. Im Herbst 1815 hatte das Schiff ihn dorthin gebracht; aber erst ein Jahr später gelangt der erste Brief Laetitias in seine Hände. Sie ist jetzt schon 65 Jahre alt und schreibt resigniert: „Ich bin recht alt und weiß nicht, ob ich eine Reise von 2000 Meilen überstehen werde; aber was liegt daran. Wenn ich dort sterbe, so sterbe ich wenigstens bei Dir . . .“ Aber auch dieser Wunsch wird ihr von den Mächten verweigert. Die greise Laetitia lebt in Rom, und man fürchtet immer noch, sie könne etwas unternehmen, um dem Sohn zur Freiheit zu verhelfen. Selbst zu einer demütigen Bitte an die versammelten Fürsten Europas läßt sich die stolze Frau herab:

„Eine Mutter, tiefer gebeugt, als Worte sagen können, hat lange gehofft, daß die Versammlung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten ihr das Leben wiedergeben sollten. Es ist kaum zu glauben, daß die Gefangenschaft des Kaisers Napoleon nicht zur Sprache käme und Ihre Seelengröße, Macht und Erinnerung an frühere Begebenheiten, Ihre Kaiserliche und Königliche Majestäten nicht geneigt mache, für die Befreiung eines Fürsten zu wirken, dem Sie einst Freundschaft erwiesen. Ich flehe Gott darum an und Sie, da Sie seine Stellvertreter auf Erden sind. Die Staatsinteressen haben ihre Grenzen; die Nachwelt, die Unsterblichkeit verleih, bewundert den edleren Sieger . . .“ — Auf diesen Brief gibt es keine Antwort. Man glaubt nämlich immer noch, daß die Mutter eine Verschwörung auf Korsika anzettete, um Frankreich in Bewegung zu bringen. In der Ferne tut Laetitia alles, um dem gefangenen Sohne Erleichterung zu verschaffen. Ein korsischer Arzt darf sich mit einem Koch und einem Diener nach St. Helena begeben.

Aber Napoleon ist bereits vom Tode gezeichnet. Er macht sein Testament und hat sich längst mit dem Gedanken abgefunden, die Mutter in diesem Leben nicht wiederzusehen. Vor den Geräten, die ihm auf der einsamen Insel dienten, vermacht er der Mutter die kleine silberne Lampe. Der korsische Arzt, in

dessen Beisein Napoleon die Augen schloß, macht sich auf die Heimreise. Laetitia empfängt ihn in Rom. Er überbringt ihr die silberne Lampe und muß drei Tage aus den Schreckensjahren von St. Helena erzählen. Laetitia empfängt auch alle, die bis zum letzten Augenblick beim Kaiser geweiht haben.

Ihren großen Sohn überlebt Laetitia um 15 Jahre. Sie

überlebt auch ihre Töchter Pauline und Elisa, und als sie halb-gelähmt und erblinder ist, läßt sie die Büste Napoleons vor sich aufstellen, um die Züge fühlen zu können, denen sie einit Leben gegeben. Noch eine Genugung wird ihr: Das Denkmal Napoleons auf der Vendomesäule in Paris, das beim Sturze des Korfen entfernt wurde, wird wieder aufgerichtet.

# Schinnerhannes /

**Der Stülpner-Karl des Hunsrück  
Das Leben eines Entwurzelten**

Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern

Sämtliche Bilder: Foto Vogt

(13. Fortsetzung.)

Er riß noch einmal seine ganze Kraft zusammen, um ruhig und sicher zu erscheinen. Er plauderte harmlos und freundlich mit Julchen und erzählte seinem kleinen Kinde Märchen. Die Spannung im Saale wuchs von Stunde zu Stunde, bis das Gericht um Mitternacht erichien.

Der Vorsitzende verlas die Urteile. Er begann mit leichteren Bestrafungen, kleinen Gefängnisstrafen, Verbannungen; Julchen erhielt zwei Jahre Gefängnis. Hannes atmete auf und drückte seinem Julchen die Hand. Die war in furchtbarer Aufregung. Die Strafen werden härter und härter. Der alte Bückler erhielt 22 Jahre Kettenstrafe. Schinnerhannes atmete auf. Gut, daß der Vater mit dem Leben davonkommt.

Darf er selbst noch Hoffnung haben?

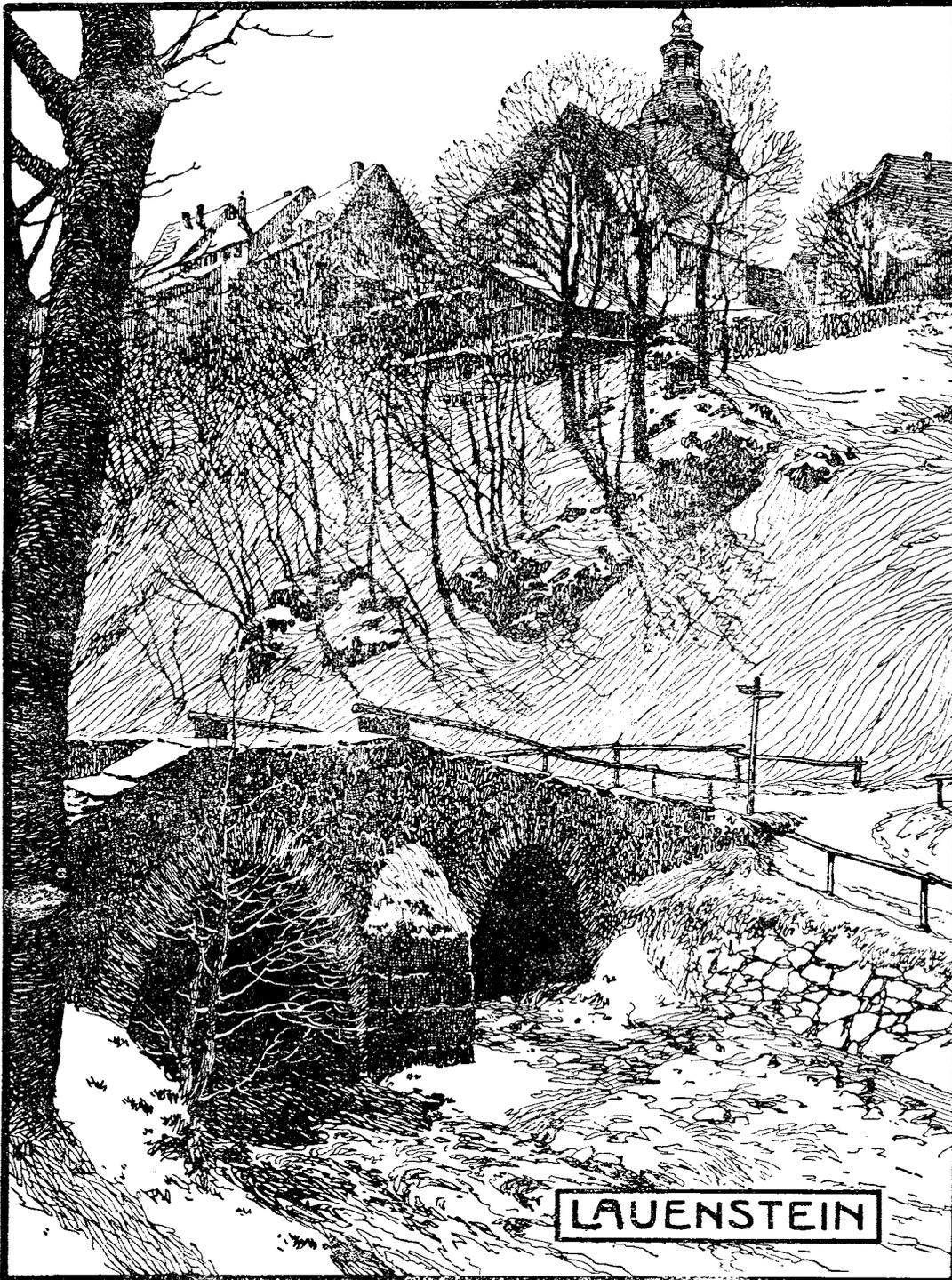
Der Präsident wendet sich an ihn, atemlose Stille herrscht im Raume:

„Sie haben im Laufe der Untersuchung eine so ernsthafte Reue an den Tag gelegt und so viele Beweise von guten Charakteranlagen gegeben“. — darf er noch Hoffnung haben? Nach diesen Worten anscheinend Ja — „daß der Gerichtshof gerne von den Geleszen die mildeste Anwendung gemacht haben würde, wenn nicht die Anzahl und Größe der Verbrechen den Verlich jeder Ihnen günstigen Interpretation unmöglich gemacht hätte. Betrachten Sie Ihre Strafe als eine Sühne für die von Ihnen begangenen Verbrechen.“

Und dann folgt das Urteil: Todesstrafe innerhalb 24 Stunden mittels der Guillotine.

Julchen versiel in Krämpfe Schinnerhannes war blaß wie der Tod, aber weinen konnte er nicht.

Draußen harrte die unübersehbare Menschenmenge bis das Urteil verkündet war. Mit dem



Ein winterliches Bild von unserem Erzgebirgstamm

bietet das Städtchen Lauenstein im schönen Müglitztal. Schloß und Stadt Lauenstein gehören mit zu den schönsten Ausflugszielen. Ob man im Sommer — oder wie das Bild uns zeigt — im Winter die Straße zum Erzgebirgstamm hinaufpilgert, ob man zu Fuß kommt oder die stark steigende und den Bärensteiner Schloßberg umfahrende Bahn benützt, jeder fesselt der Anblick der droben thronenden Stadt. Keiner aber, der hinkommt, verabsäume, die Kirche zu besuchen, die aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts stammt und von Günther von Bünau erbaut wurde.

Schinnerhannes wurden 19 Mitgefangene zum Tode verurteilt. Als man den Schinnerhannes nach der Urteilsverkündung zum Gefängnis zurücktransportierte, schrie er den Gassern zu: „Belehrt ihn nur recht, den Schinnerhannes, heut' und morgen ist es das letzte Mal.“

## XIV.

November ist eingezogen in die Wälder des Hunsrück. Gellend pfeift der Wind durch die Baumkronen der Hochwälder, zerrt das Laub von den Stielen und jagt es tänzelnd vor sich her. Hin und her segt der Wind, gleich als ob er unwirksam wäre, daß sein Kumpan da drunten, der Schinnerhannes, nicht mehr da ist. — Was war das doch so schön immer im November. Da hatte der Wind und Sturm sich eins ins Häußchen gelacht, weil der Schinnerhannes mit seiner Bande immer Beine bekam, da ihm sein natürlicher Schutz, die dichten Baumkronen und das undurchsichtige Laub genommen wurden. Vor manchem Häücher aber hatte ihn auch der Wind bewahrt, wenn er mit jauchendem Zorn den Verfolgern die Laternen ausblies und ihnen in die Ohren brüllte, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte. Sie hatten sich beide so gut verstanden, der rauhe Sturmwind über den Hochwäldern und der Schinnerhannes. Wenn der November kam, dann war es für den Schinnerhannes Zeit, ins Winterquartier zu gehen, zu den Bauern in den Dörfern, die alle „kochem“ waren und den Mund hielten.

In den Bauernhäusern da und dort im Hunsrück und an der Nahe, wo der Schinnerhannes des Winters seine Absteigequartiere nahm, herrscht dumpfes Schweigen. Da sitzen sie in den niederen rauchigen Stuben und starren in das Feuer. Und der Wind heult in den Kronen der alten Kirschbäume vor den Häusern und rüttelt und schüttelt, als wolle er den Bewohnern da unten zurufen: Raßt euch auf, tut etwas, sonst ist der Schinnerhannes rettungslos verloren.

— Was haben sie nicht alles versucht, um den Hannes zu befreien. Geld haben sie gesammelt, Sägen und Feilen haben sie zu schmuggeln versucht und nun haben sie auch noch ein Bittgesuch an den Napoleon gemacht, daß der den Schinnerhannes, den man am 19. November 1803 zu Mainz zum Tode verurteilte, begnadige. O, ganz gelehrte Herren haben das Bittgesuch gleich an Ort und Stelle in Mainz aufgesetzt und einen eigenen Kurrier haben sie bezahlt, daß der zur rechten Zeit Napoleon aufsuchen möge und rechtzeitig wieder zurück sei. Wird es was nützen? Man hat ihnen wenig Hoffnung gemacht. 10 hat man zum Tode verurteilt. Die alle müßten zuerst begnadigt werden, bevor man für den Schinnerhannes Hoffnung haben könne. Aber sie haben es trotzdem gewagt. Und haben alle unterschrieben. Der Napoleon muß doch Verständnis haben für einen Schinnerhannes! Und so ein schlechter Kerl, wie der Piccard und die gewöhnlichen Raubmörder war der Schinnerhannes doch nicht gewesen. —

Und so sitzen die Bauern und brüten und simulieren, was man wohl mit dem Schinnerhannes machen würde. Er täte ihnen alle leid, wenn man ihn köpfen würde.

Ueber die Reichsstraße, die durch den Hunsrück führt, rast ein Reiter. Er muß es verdammt eilig haben, daß er sich keine Nachtruhe gönnt und sich auf das trübe Licht der Laterne verläßt. Aber der Hunsrückwind, der sonst so forsch ist, wenn es gilt, Laternen auszublases, hütet sich heute, seinen Schabernak zu treiben. Er ist merkwürdig still. Und der Reiter sprengt voran. Aber das Unheil kommt doch. Vor Stunden noch hatte der Sturmwind mit teuflischem Behagen die große Tanne umgerissen und über die Straße gelegt. Das Pferd des Reiters stolpert darüber und fällt hart hin. Doppelter Beinbruch. Der Reiter gibt dem Kenner den Gnadenschuß. Der Schinder mag den Pierdekadaver später abschleifen.

Der Reiter kommt aus Frankreich. Er hat wichtige Depeschen nach Mainz zu bringen. Er muß zur Mittagszeit des 21. November in Mainz sein. Nun hat er dieses Pech. Die Bauern werden ihm kaum ein Erjagpferd geben, die werden nur schadenfroh lachen. Er will es doch versuchen.

Dort kommt ein kleines Bauerndorf in Sicht. Auch Licht sieht man noch hie und da. Seltsam, sonst schlafen doch die Bauern um diese Nachtzeit. Er klopft an das erste Haus, das Licht hat. Dann radebrecht er mit dem alten Bauern, der vorichtig das Fenster geöffnet hat:

„Pferd kaputt, Kurier de Napoleon à la Mayence.“

„Pferd kaputt, hol' dich der Teufel auch,“ der Bauer haut das Fenster zu.

Aber der Sohn hat mitgehört. Er springt plötzlich in die Höhe: „Batter, das is e Kurier vom Napoleon, der will nach Mänz, der hat sicher die Begnadigung for de Schinnerhannes. Batter, wir müsse e Gaul ufftreibe!“ Man stürzt aus dem Haus. Der Kurier ist weitergegangen nach der unfreundlichen Abfuhr. Er will es nochmals versuchen an einem anderen Haus.

Der junge Bauer kommt eben auf ihn zu, fragt aufs höchste erregt: „Kurier vom Napoleon, nach Mainz, Begnadigung vom Schinnerhannes?“

Was weiß der Kurier vom Schinnerhannes, er hat mal was läuten hören, als er das letzte Mal in Mainz war. Er ist froh, daß man willfährig ist. Vielleicht bekommt er doch ein Pferd.

Er sagt: „Dui, monsieur, Kurier de Napoleon, Schinnerhannes, oui.“

Da rast der junge Bauer zum Ortsvorsteher und meldet ihm in jagender Hast, daß draußen ein Kurier des Napoleon ein Pferd brauche, weil sein eigenes Roß gestürzt sei und kaputt. Und der Kurier habe die Begnadigung des Schinnerhannes in der Tasche. Der Ortsvorsteher, der gleichzeitig Posthalter ist, eilt in die Ställe, holt sein bestes Pferd heraus und noch ein zweites dazu und führt es dem Kurier vor. Er selbst will in der Nacht mitreiten, daß nichts mehr vorkommt und damit eventuell ein Erjagpferd gleich bei der Hand ist.

Und weiter reiten die Zwei in die Nacht, die sich langsam zum Morgen aufdämmert. Durch die Bauerndörfer aber eilt noch zur selben Stunde die Nachricht, daß ein Kurier Napoleons mit der Begnadigung des Schinnerhannes nach Mainz unterwegs sei und daß es nun darauf ankomme, daß der Kurier, der sich anscheinend verirrt hatte, noch zur rechten Zeit in Mainz ankomme; denn um 1 Uhr mittags solle das Haupt des Schinnerhannes fallen. Was konnten die Bauern anderes tun, als inständig zu beten, daß der Kurier noch rechtzeitig in Mainz eintriffe.

\*

Gen Mainz ist eine reine Völkerwanderung gezogen. So gute Geschäfte hatten die Fuhrleute und Wirte noch nie gemacht. Mainz war zum Bersten überfüllt. Die Schulen hatten geschlossen, es war ein Festtag, wie noch nie. Durch die Straßen von Mainz zogen die Lausbuben und sangen:

Menschen, seht den Schinnerhannes  
Und sein ganzes Räuberheer!  
Darf nicht mehr länger leben,  
Haut auf dem Hunsrück nun nicht mehr,  
Und es freuen sich alle Judde!  
Und der Ette un die Memme.  
Und nun hannelt nur immer zu!  
Und nun köpft nur immer zu!  
Daß es klippert, daß es klappert.  
Tät tätät, Tät tä tät!

Ein rühriger Zeitungsdrucker C. E. Ahm ließ mit reißendem Absatz Flugblätter verkaufen mit einer eingehenden Schilderung der Taten des Schinnerhannes, samt seiner Hinrichtung, die noch gar nicht erfolgt war. Die Konkurrenzdruckerei des Dr. Buchsinn geriet darüber so in Wut, daß ungeheure Alkoholmengen nötig waren, seinen Unmut abzukämpfen. Und er hatte sich doch gefreut, die Konkurrenz diesmal vernichtend zu schlagen. Der Dr. Buchsinn wollte fünf Minuten nach der Hinrichtung ein Extrablatt herausbringen und nun war er durch die Konkurrenz um Stunden geschlagen. Er hinkte nach, wie ein altes Pferd. Das hat man davon, wenn man mit einem Anstrich von Wahrheit mogeln will.

Auf der Höhe bei Weissenau, wo früher das kurfürstliche Lustschloß Favorite stand, wurde die Guillotine aufgeschlagen. Schwarz rechte sich das Schaffot in den graublen Tag. Die Balken der Guillotine trugen ein grelles Rot als Farbanstrich. Dahinter warf man 19 Gräber auf und ein 20. in der Mitte für den Schinnerhannes. Seit langen, langen Stunden umlagerten die Zehntausende den schauerlichen Platz.

Auf einer Tribüne, dem Schaffot gegenüber, war der Platz des Gerichtshofes und der sonstigen Geladenen. Gegen ein Uhr mittags fuhren die Gerichtsherren vor. Die Erregung der Menge stieg ins Ungemessene. Nur mit Mühe vermochten die zahlreichen Gendarmen die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Dann himmelt das Armenfünderglöcklein schaurig durch den Novembertag. Der Zug der Verurteilten ist im Kommen. Entsetzen verbreitet sich über die Zuschauer. Schaurig, nervensprengend. Dort und dort fielen schon Frauen in Ohnmacht, so packte sie die Erregung. Auf fünf Karren werden die Delinquenten herangebracht. Lähmendes Entsetzen liegt auf ihnen. Nur der schwarze Jonas, der sich als Henkersmahlzeit eine Flasche Schnaps ausbedungen hatte, schreit besoffen auf, gröhlt: „Ha ha hammer dich emol, mit deim verhoffene Kammisoll!“

Des Schinnerhannes Antlitz war ruhig, beinahe heiter. Er hatte sich mit allem abgefunden und hatte nur noch den Ehrgeiz, mit Würde zu sterben. Manchmal wird sein Mund sogar spöttisch, wenn er in Blicke des Hasses schaut. Schinnerhannes ist gefaßt. Nur beim Abschied von Juliuschen und seinem kleinen Sohn hat es ihn zusammengeworfen. Er hat gesagt, daß man, wenn möglich, den Kleinen zur Mutter auf den Hunsrück bringen möchte. Schinnerhannes hat auch keinen Groll gegen seine Henker. Er sagt sich, daß er seine Strafe verdient hat, nur die andern dauern ihn. Viele von ihnen würden nicht geköpft werden, wenn sie nicht bei seiner Bande wären. Sie waren Mitläufer, wären auf Grund ihrer Taten unter andern Verhältnissen und wenn sie nicht Mitglieder seiner Bande gewesen wären, mit ein paar Jahren Galeere davongekommen.

So fahren sie auf ihren Karren hinaus zum Richtplatz. Das Schaffot steigt gespenstisch auf. Dort schreien ein paar Verurteilte in wilder Todesangst auf, krallen sich in ihr eigenes Fleisch.

Schinnerhannes ist merkwürdig ruhig. So wie er immer ruhig war, wenn die Gefahren am höchsten waren. Hier aber ging es um das Leben. Die Entscheidung war gegen ihn ausgefallen. Hier hatte er nur noch Würde zu zeigen. Mag er ein Räuberhauptmann gewesen sein, der tausendmal den Tod verdient hat, aber das Schauspiel sollen sie nicht haben, daß er sich in Todesängsten windet. Kopf hoch, Schinnerhannes, wenn man dir den Kopf heruntermacht!

Nun geht es rasch. Eine Minute pro Mann, soll die Guillotine leisten. Wahrhaftig ein Instrument für Massenbetrieb. Ohne Guillotine, so sagte man, hätte man keine französische Revolution machen können.

Dort unten stehen Menschen. Sie haben Becher in den Händen. Grauenhaft. Auch seine Mutter hat einmal aus einem solchen Becher das Blut eines Geköpften getrunken, um von

ihrer Fallsucht loszukommen. Ja, ja, sie war davon losgekommen, aber er war dafür unter das Fallbeil gekommen. Er möchte ihnen zurufen: „Bleibt weg mit euern Bechern, aber die Kehle ist ihm, wie ausgedörrt. Er steigt vom Wagen, er braucht keine Hilfe. Einige Andere sind ohnmächtig. Man wird sie in der wohlthätigen Ohnmacht aufs Schaffot schleppen und köpfen. Frauen kreischen hysterisch auf. Was haben sie bei solch blutigem Handwerk zu schaffen. Man sollte sie vom Plage jagen.“

Schinnerhannes steigt die vierzehn Stufen hinauf, man packt ihn, er liegt auf dem Brett, das dreieckige Messer der Guillotine faßt herab, der Kopf rollt in den roten Sack, das Blut spritzt auf — wahrhaftig, dort halten Menschen den Becher auf, um des Schinnerhannes Blut gegen Fallsucht zu trinken.

In 26 Minuten sind die 20 Verurteilten geköpft.

Dort unten steht traurig ein alter Bekannter des Schinnerhannes. Das Luichen aus Frankfurt. Er wollte seinerzeit Aufnahme finden bei der Bande des Schinnerhannes, aber man hat ihn ganz erbarmlich davongejagt. Ihm noch seinen Blumen- und Kranzladen nachgeworfen. Heute ist der Lui aus Frankfurt dankbar. Er malt sich mit schauerlichen Gedanken aus, daß er selbst jetzt geköpft worden wäre, wenn man ihn damals aufgenommen hätte. Er schwigt mitten in der rauhen Novemberluft. Er denkt: Armer Schinnerhannes, guter Schinnerhannes, schad' um dich, warst doch e ganz sympathischer Spitzdub. Hast schon schöne Zeite gehabt, schönere wie ich, aber jetzt dank' ich dir, daß du mich net aufgenommen hast in deine Bande, wär doch schade gewesen um de Lui aus Frankfurt, wenn dem sein Krug jetzt herunter käm. Was würden die armen Mädchler heute!

Und der Lui aus Frankfurt beschließt, den größten Kranz aus seinem Laden auf das Grab des Schinnerhannes zu legen. Wenn alles herum ist.

Der Buchdrucker Dr. Buchfink sitzt auf der Tribüne neben seinem Konkurrenten. Er sieht ihn nur, wie durch einen Nebel, so voll ist er aus Wut. Wenn er nüchtern wäre, würde er die Konkurrenz eigenhändig auf die Guillotine schleppen. Er döst vor sich hin. Die Köpfe rollen schon. Dr. Buchfink merkt es nicht. Da prellt ein Mensch an ihn, der sich plötzlich durch die Menschen schob. Es ist ein Kurier mit seiner Mappe. Er drängt durch zum Präsekte. Er hat sich etwas verspätet. Der Präsekte prüft lässig die Post. Nicht: „Schon gut, Kurier, alles in Ordnung.“ Der will fragen, ob bei den Akten die Begnadigung des Schinnerhannes ist. Aber schließlich geht ihm das nichts an und dann ist der Kopf des Schinnerhannes ja schon herunter. Da wird der arme Ortsvorsteher, der mit her ritt, schöne Augen machen. Und die Bauern vom Hunsrück. Sie werden sagen, daß die Begnadigung fünf Minuten zu spät kam. Aber wer weiß, ob bei den Briefen überhaupt eine Begnadigung dabei ist. Das weiß nur der Präsekte. Und der hat gesagt, daß alles in Ordnung sei. Also wird's schon so sein. Und der Kurier geht die Tribüne herunter, murmelt vor sich hin: „Begnadigung, Begnadigung.“ Stößt an den Dr. Buchfink. Der hört das Wort Begnadigung, wird sekundenlang nüchtern, rennt heim, um die Konkurrenz diesmal wirklich zu schlagen und fünf Minuten nach der Hinrichtung durch Extrablatt zu verkünden, daß der Schin-

## Mein Bekenntnis

Der Herr ward meine Zuversicht!  
Er führte mich ins Weite;  
Er wurde meines Lebens Licht  
Mein Trost und meine Freude  
Und hat aus tiefer Todesnacht  
Zu neuem Leben mich entfacht:

Als ich mich selbst für weise hielt,  
Ward ich zum großen Narren!  
Seit Er in mir verklärt sein Bil,  
Hab' ich's mit Macht erfahren,  
Daß seines heil'gen Geistes Kraft  
Es ist, die wahre Weisheit schafft!

Hängst du dein Herz an diese Welt,  
Wirft du zum Toren werden;  
Denn alle ird'iche Pracht zerfällt  
In Nichts auf dieser Erden!  
Nur der besteht, des Leben ist  
Begründet fest auf Jesus Christ!

Das Wort vom Kreuz ist mein Panier,  
Für das ich mutig streite,  
Und Jesus Christus meine Zier,  
Für den ich willig leide;  
Denn Er litt ja den Kreuzestod  
Als Mittler zwischen mir und Gott!

Herr, steh' mir bei, mein Schirm und Heil,  
Sei Du mein Schild im Streite,  
Daß ich nicht Satans gift'gem Pfeil  
Falle durch List zur Beute!  
Und geh't's zu End', ichenk' mir als Lohn  
Aus Gnad' des ew'gen Lebens Kron'!

J. Schreiter, Buchholz i. Sa.

nerhannes begnadigt sei. Aber als er mit dem Blatt herauskommt, mischt sich die Polizei hinein und sagt, es wäre noch nicht Fastnacht und er möchte in Zukunft solche Scherze unterlassen, sonst käme er in den Turm, er blühe ihm sowieso schon lange. Da geht der Dr. Buchfin! in die nächste Wirtschaft und verkauft seinen Groll auf die Polizei. Und meint tiefinnig: Ich werde ein Preisausschreiben in meine Zeitung geben mit folgendem Thema: „Welches ist der schönste Tod, wenn es einmal soweit ist?“ Er selbst lehnt nach vielem Grübeln die Guillotine ab. Er möchte sich in ein Meer stürzen — von Deidesheimer Wein.

Ein kleines Häuschen im Hunsrückdorf. Das Haus des Schinders. Eine alte Frau geht drinnen herum. Sie muß kindisch sein. Sie steht an einer Wiege. Niemand liegt drinnen. Nur eine kleine Kindermütze. Die Alte schaukelt die Wiege, singt „Heiopopeio, schlag's Pipiche dot, legt mer ke Eier und freßt mer mei Brot!“ „Schlof, Hannes, schlof, guter Hannesbub, schlof, dei Modder wacht, mir gehen nach Polen und werden Baure, wenn ich widder laufe kann, ich muß erst noch das Blut trinke von einem Geköpfte, dann bin ich gesund und dann gehe mir nach Pole.“ Und sie schaukelt die Wiege. Und schaukelt immerzu.

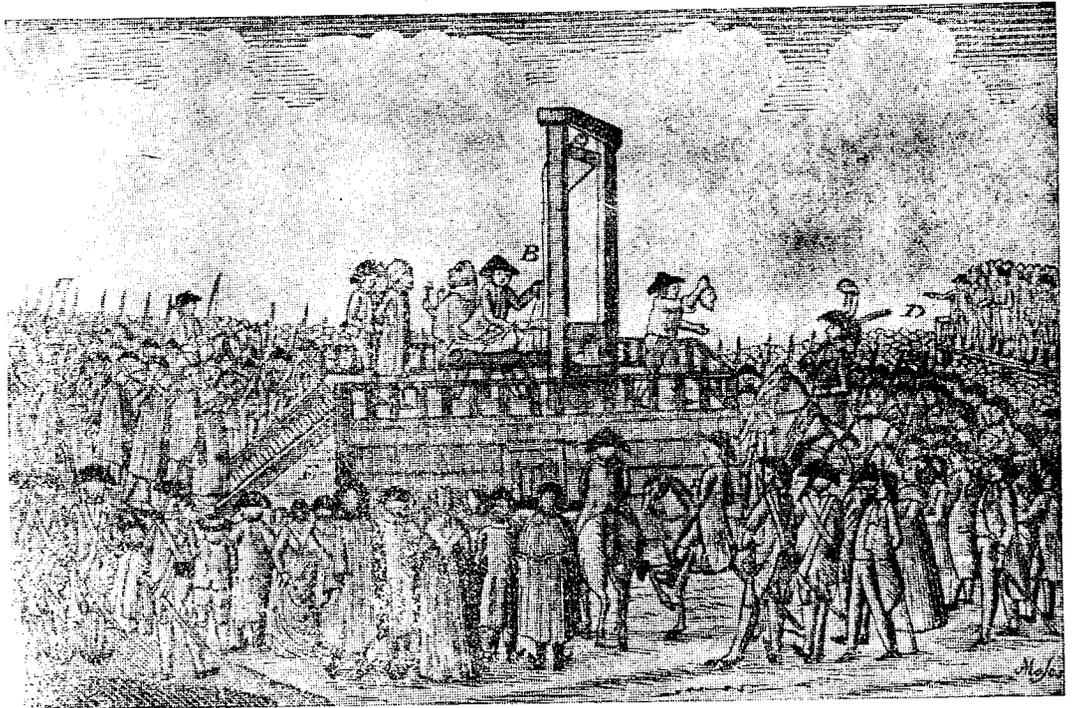
Ein Mann und eine Frau treten ein. Die Frau hat ein Kind auf dem Arm. Sie wohnen hier im Häuschen bei der alten Frau Bückler, der Mutter des Schinnerhannes. Sie haben das Kind des Schinnerhannes und des Julcher in Mainz geholt und wollen es hier aufziehen, bis die Mauer frei ist. Sie legen es in die Wiege. Die Mutter schaukelt weiter, als ob das alles selbstverständlich wäre, sie singt: „Schlof, Hannes,

schlof, dei Badder hür' die Schof, dei Modder trinkt das rote Blut, das is ge alle Krankheet gut, schlof, Hannes, schlof.“ Die Bauern des Ortes u. ihre Frauen drängten auch in die Stube. Sie sagen: „Gut, daß die alte Bücklerin närrisch ist. Nun ist der Hannes tot, fünf Minuten kam der Kurier zu spät mit der Begnadigung. Schade, jammerischade.“

\*

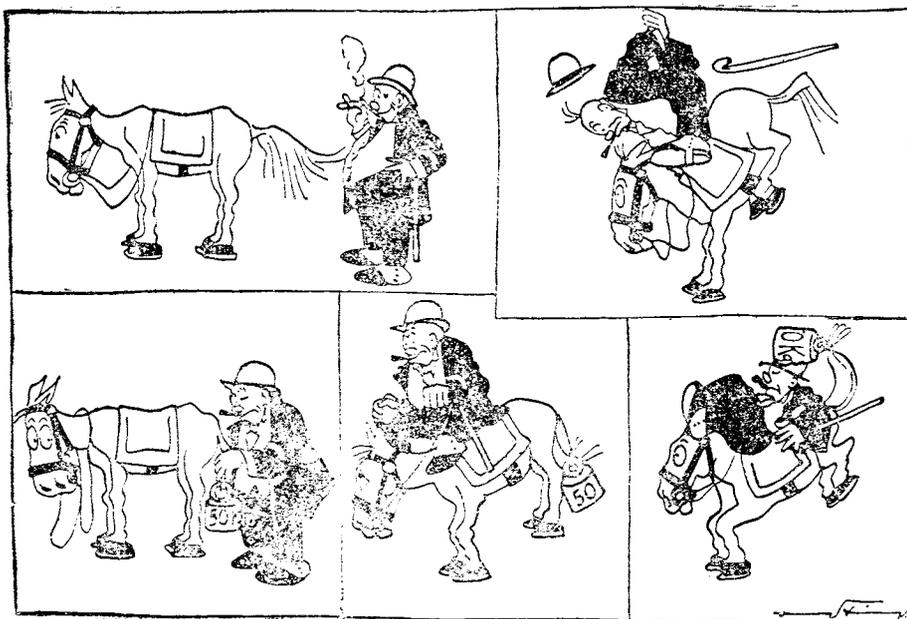
Julchen, des Schinnerhannes Frau, geht nach Verbüßung ihrer Strafe als Haushälterin zu einem Geistlichen und heiratet später einen heffischen Gendarmen, der in Frankreich geboren war und sich in Hessen hatte naturalisieren lassen.

— Ende —



Die Hinrichtung des Schinnerhannes und Genossen.  
 Nach einem zeitgenössischen Flugblatt im Mainzer Kriminalmuseum.  
 B) Die Guillotine. C) Der Wagen, worauf die Missetäter gefahren sind. D) Der Kommandant vor der Wache. E) Die Stiege, welche zum Schaffot führt.

### SELBSTUNTERRICHT



### Humor des Tages

**Der liebe Besuch.** Tante zum 6jährigen Neffen: „Was, schon sieben Uhr, ich fürchte, ich erreiche meinen Zug nicht mehr.“ — „Keine Angst, Tante, Bari hat vorhin, als du in der Küche warst, die Uhr schnell eine Viertelstunde vorgestellt.“

**Buchstäblich.** Geschäftsfreund zum andern: „Na, wie sind Sie denn mit Ihrer neuen Sekretärin zufrieden?“ — „Sie ist mir direkt unentbehrlich geworden! Sie hat nämlich alles so durcheinander gebracht, daß ich ohne sie nichts mehr finden kann!“

**Beim Zahnarzt.** Ein Junge zu dem andern: „Mensch, was heulst du denn so wegen dem einen Zahn — sei doch froh, daß der rauskommt, da brauchst du doch einen weniger zu haben.“

**Dumme Frage.** „Ach, reizend ist ja Ihr Kleiner, ein enzyklendes Kind. Herr Krause. Wie heißt er denn?“ — „Krause natürlich!“

# Nooch'n Feierohnd



## De verreckte Sau, die frohdam verjchnabeliert wur!

's wärd e manicher, dar dos Ding lasen tut, bei sich denken: Su 'ne Lüg'nbeitelei! Wenn iech alles gelab, dos gelab iech nei! Un doch is's wahr! 's labn sugar noch fette, die dos Theater miet drlabt hobn. Freilich, 's is schu feilang har, eppr e 40 Gahr, obr sette verwärrte Sachen vergift mr in sen ganzu langn Labn net. Hatt sei fä Ungst! Iech verrot fän Name — 's is mr aa drüm ze tue, daß mr fäner 's Vader vollhaat! — Kurz un gut! Zu darer Zeit labet in unnern Buchholz e Bäckermäster, dar machet alle Gahr sei Schweinel fett. Wie dos ahm ju is bei de Bäcker, do bläbt esu manichs altbackene bissel Zeig übrig, wos noch e Delikates für de Sau is, un ah dar zammgekehrte Mahldraek aus dr Backstüb kimmt miet nei in Futter — 's wärd heit aa noch su sei — drüm is dos Fläsch von'r setten Bäckerjau su zart. Obr emol hatt dar Bäck Pach miet seiner Sauzucht. Wie'r mol Sonntigs aus dr Kärch kimmt, heilet sei Alte wie e Klä's Kind: „Maa, de Sau is verreckt!“ Dar in sen schwarzn Sonntigsstaat nisch wie sunner in Stad! Inu du Ugelid! Do log nu die schiene, acht Stä' schwere Sau of dr Seit un tat fän Gapsersch mehr. Do war nisch mehr ze machn! — Ne Sonntigsbrotn hobn se alle bäde net agerührt, dar Schlog war ze tief nei gange! Wos nu machn? Dozemol gob's die Altalt in Darmerich noch net, die dos verreckte Viechzeig erwarten tut wie heit. Rä, dos gob's noch net, aa in dr Gasanstalt durst nisch mehr verbrannt warn. Dr Bäckermäster hoot gegn Ohnd sen Schwoger aufgesucht un dan um Rot gefrogt. Un dar wust aa gelei en Auswag: „Wäste wos? Mr fahrn heit ohnd in dr Finstr de Sau hinner in Wald un grobn se ei!“ — Un ju wursch aa gemacht. Mit'n Handwagel sei se bei Nacht un Nabel lusgezugn, de Rodhaa hattn se aa miergenomme zu dan Begrabnis. 's hatt obr en tüchtig Frost jalten un geschneit un geweht hoor's wie nei geschneit. Su sei se bei dan Sauwatter ne Walthersdorfer Wag nausgelockert hinner nooch Nei-Amerika zu, hobn de Sau ogelodn un in de Fichte neigeschläft. Obr aus'n Eigrobn wur nisch — dr Waldbudn war gefurn wie Horn — 's ging ahm net, un in dr Finstr un bei dan Schneegeßtr glei gar. Mit Reissigaste hobn se nu de tute Sau zugebedt un sei noocherts, 's mocht su unzahne rüm sei, sachte wieder hom. Noch in darfalbing Nacht sezet obr e tüchtigs Taawattr ei. Heit wärd's vielleicht giehe! — hobn sich die bäden früh gedacht un sei miet dr Rodhaa bezeiten wieder in Wald hinner. Fij warn se wieder in dan Fichtendidicht, obr — de Sau war wag, war eefach wag, se konntn suchn wie se wolltn, se war verschwunden. De Reissigaste logen schie noch do — dan bäden is zerlegt orndlich grußlig wurn bei dar närrichen Geschichte. De ganze Gegnd mitzamt dr Uemgegd hobn se ogesucht, 's war nisch ze finden!! Sachte, wie de geprügeln Hund, sei se hämgeschlichen un hobn sich gegenseitig verprochen, ja de Gusch ze halten. — — — Nooch ner Weile, 's mochten zwä Wochen drüber hie sei, kimmt en schien Togs mol dr Wachmäster nei in Bäcker sen Loden un froget ju beileifig: „Hör'n Sie mal, Herr . . . . . bei Ihnen ist doch neulich eine ziemlich schwere Sau draufgegangen?“ Dr Bäckermäster krieket sachte 's Zittern in de Knie bei dar verjängling Frog, er hoot sich obr zammgenomme un su ruhig wie möglich geantwört: „War sogt dü dos? Bei mir? In ganzu

Labn net! War wä, bei wos füren Bäckn dos passiert is!“ — — — Wos wollt nu dar Wachmäster machn? 'r mußt die Faunz gelabn. — Un hoot in seiner leitfaling Art, wie's ju sei Mode war, weiter drzeelt: „Die Sache ist nämlich so: Vor ungefäh'r 14 Tagen ist hinter einer Scheune bei Neu-Amerika ein Schwein zertranchiert worden; es sind ungefäh'r 8—10 Personen an diesem „Sauläd“ beteiligt gewesen. Wir haben durch einen Zeugen davon Kenntnis erhalten.“ — — — „Nochtraglich noch guten Appetit!“ hoot dr Bäcker bei sich gedacht. Un laut mänet'r zum Wachmäster: „'s gibt doch recht alte Mistfinken — — — iech möcht fä Bräckl von'r tuten Sau! Wenn do fäner drou frank wärd, do wä, iech sei net!“ — — — 's is fäner frank wurn nooch dan billing „Sauläd“ — — — 's soll'ne're jugar noch heit welche drou labn!!!

B. N.



## Mei klaane Mad!

Ich hob drham e klaane Mad,  
an dan Ding, do hob iech meine Frad,  
wos se net machen soll, dos mach: se,  
wenn iech se auszant, lach: se.  
Ihr Leit, ihr könnt mr'ich gelabn,  
in dan Madel stadt sei Labn.

Dos Güschele gieht ne ganzen Tog;  
wenn iech se mol nooch ewos frog,  
do ward geantwört prompt un richtig  
un doderbei do tut se wichtig.  
Ich dent do immer, ei wie schie,  
ju e Madel, dos schafft Harmonie.

Un wenn se mit de Puppen spielt  
oder in dr Flackelkist rümmühlt,  
für de Puppen sucht e nei's Gewand,  
wos ige mode is un elegant,  
do fa mr sich nett wunnern foot,  
wos ju e Kind für Ei'fall hoot.

Wenn mei Fraa 's Affen macht,  
do hilft se miet, dos wär gelacht,  
hauptsächlich bei de Toppliefz rund un iche  
will's Madel wissen, wie de Kegele entzieh'.  
Doch a wennis Nudeln gibt oder Urdeppelbre'  
riechts miet in de Kochtöpp nei.

Uff de Bücher brennt se ganz un gar,  
wahrscheinlich, weil mr selber eu war,  
do möcht mr immer drzöhln un berichten,  
obs Märchen sei oder sonst wos für Geschicht'  
egal, für alles ward sich intressiert,  
de Hauptsach is, doß mr mit'r rimhandiert.

Mr tut dos gern, denn de Zeit vergieht  
un 's ändert sich dos kindliche Gemüt.  
Doch unnern Herrgott wolln mr bitten sei,  
'r soll bei mein'n Madel sei.  
'r mogs beschüzgn un betreie,  
domit mr sich sei Labzeit fa dra freie

Un wenn mei Fraa un iech mit Ros'n sei mol zugebedt  
un unser Kind en Blumestrauß drauf steckt,  
do solls dra denken an die frühern Gahr  
wie's noch e klan's trolligs Madel war,  
dann ward's sogn, ach, wie liegst du weit,  
du schiene sal'ge Kinnerzeit. C. L. Pirna a. d. Elb.

# Die Oswaldskirche bei Grünhain

Nicht weit von Wächleithe bei Grünhain, im Tale des Oswaldbaches, stehen die Trümmer einer Kirche, die Oswaldskirche genannt, welche 1514 der Grünhainer Abt Georg Rüttner gegründet hat, die aber, weil die Reformation dort aufkam, nicht vollendet wurde und so liegen geblieben sein soll. Anders erzählt sich das Volk, welches auch die Kirche mit dem Grünhainer Kloster unterirdisch verbunden sein läßt, die Ursache. Es soll nämlich um jene Zeit ein reicher Hammerherr, mit Namen Caspar Klinger, gelebt haben, den aber sein Reichtum so übermütig gemacht hatte, daß er keinem Grube, selbst von seiten solcher Personen, die mit ihm auf gleicher Stufe standen, zu danken sich herabließ. Dem begegnete einst ein ebenso reicher Berg Herr von Elsterlein, namens Wolf Götterer, und rief ihm ein freundliches Glückauf zu; allein Klinger hielt es abermals unter seiner Würde, dem Grüßenden zu danken, und so geschah es, daß letzterer ihm darüber einige harte, beleidigende Worte sagte. So stolz nun der Hammerherr auch war, so rachsüchtig war er und er beschloß auf der Stelle, seinen Beleidiger für seine freimütige Rede büßen zu lassen. Er teilte seinem Bruder seinen Plan mit, und nachdem sie eines Tages ausgekundschaftet, daß der Berg Herr allein zu Hause sein werde, weil alle seine Dienerschaft zu einer Belustigung sich entfernt hätte, gelang es ihnen, sich in die Wohnung desselben einzuschleichen, wo sie den Unglücklichen mit Beilieben ermordeten. Weit entfernt, ihr Verbrechen, dessen sie sich freuten, zu leugnen, stellten sie sich selbst dem Gerichte, welches sie zwar zum Schein zum Tode verurteilte, allein auch kein

Bedenken trug, die Todesstrafe in eine Geldbuße zu verwandeln. Letztere sollte darin bestehen, daß der reiche Hammerherr zur Sühne jenes Mordes eine Kirche zur Ehre des heiligen Oswald zu erbauen und auch die Armer der Stadt reichlich zu bedenken habe. Klinger ließ nun Arbeitsleute, so viele ihrer nur kommen konnten, für seinen Bau anwerben, Bauholz in seinen Wäldern schlagen und Steine in seinen Steinbrüchen brechen, zahlte mit vollen Händen und es verging kein Jahr, da stand die Kirche fertig da. Nun ließ er es auch nicht an reicher Ausschmückung des Inneren fehlen, Kanzel und Altar waren von geschicktesten Künstlern gearbeitet und mit der größten Pracht geziert, eine herrliche Glocke hing auf dem Turme und alles war zur Einweihung der Kirche in Bereitschaft. Siehe, da zog an demselben Morgen, wo die Geistlichkeit sich anordnete, das neuerbaute Gotteshaus zu weihen, ein furchtbares Gewitter über das Tal herein und man zögerte deshalb, die Prozeßion zu beginnen selbst der Glöckner weigerte sich, die Glocke ertönen zu lassen, bevor nicht das Unwetter vorüber sei. Da ward Klinger ungeduldig und schwur und vermaß sich hoch und teuer, nichts sollte ihn abhalten, das einmal angefangene Geschäft zu Ende zu führen, und wenn niemand anders es tun wolle, so werde er selbst in die Kirche eilen und das Geläute zum erstenmale in Bewegung setzen. Zwar versuchten ihn die Priester von diesem Beginnen abzuhalten, aber umsonst, er stürzte in den Turm und fing an, die Glocke zu ziehen. Aber sonderbar, dieselbe Klang wie ein Armesünderglöckchen und lange zuvor, ehe es ausgelauten hatte, fuhr ein Blitzstrahl aus dunkler Wetterwolke herab in den Turm, tötete Klinger und zündete die Kirche an. Niemand wagte zu löschen, denn jeder sah hier das Gericht Gottes, und so war in kurzem von dem schönen Bau nichts als die Mauer übrig und niemand wagte es seit-

dem, die Kirche wieder aufzubauen. Klingers Leichnam ward zerstückt im Turme gefunden und am Rande des Waldes eingescharrt. Die Umwohner aber erzählen sich, um Mitternacht gehe sein Geist ruhelos dort umher und grüße den zufällig dorthin verirrt und bei seinem Anblick ängstlich davonsiehenden Wanderer, und sein Herumirren müsse so lange dauern, bis ihm jemand danke. Seinen Bruder hatte die Strafe Gottes schon vorher ereilt, denn noch ehe das Gericht sein Urteil gesprochen, war er vom Pferde gestürzt und hatte den Hals gebrochen.

In Schumanns Legikon von Sachsen (12. B. S. 444) wird die Gründung der Oswaldskirche, welche vom Volke gewöhnlich Dufelskirche genannt wird, dem Grünhainer Ammann Gregor Kienter und dem Elsterleiner Pfarrer M. Wolf zugeschrieben und als Jahr der Gründung 1515 angegeben. In Bezug der Sage von dem Hammer- und Berg Herrn Caspar Klinger wird gesagt, daß derselbe zur Sühne des Mordes 12 silberne Schocke, 50 Harnische und Krebse, viele Büchsen und Bogen geben, Seelbäder stiften und nach Rom wallfahrten mußte. Auch hatte er von dieser Wallfahrt die Erlaubnis für die Markersbacher Kirche mitgebracht, Ablass erteilen zu dürfen (S. 164).

Im Oswaldstale, wo die Ruinen der Dufelskirche stehen, hat man 1795 auf einem Felde einen Topf voll Bratteaten ausgegraben, die wahrscheinlich vom Grünhainer Kloster stammten. Vielleicht haben diese Bratteaten Veranlassung zu der Sage von einem großen Schätze gegeben, welcher unter der Kirche ver-

graben liegen soll. — Der Name „Dufelskirche“ wird in dem Legikon von Sachsen von „Sankt Ufeldskirche“ und der des Oswaldbaches von einem „Aenwald“ oder „Oswaldbache“ d. i. Niesenwaldbache abzuleiten gesucht, indem die Meinung ausgesprochen wird, die eingewanderten Sachsen hätten den dortigen Wald vielleicht Aenwald genannt, welcher Name dann auch auf den Bach übertragen worden sei. Man hält diese Erklärung für sehr gewagt und nicht recht glaubwürdig.

\* \* \*

Nachdem wir vorstehend die Sage von der Oswaldskirche (im Volksmunde auch Dufels- oder Dufelskirche genannt) ausführlich wiedergegeben haben, sei nachstehend noch eine Sage erzählt, die sich auch am Oswaldsbach zugetragen habe. Sie ist mit

## „Die Wiefelmutter bei Grünhain“

überschrieben und lauter folgendermaßen:

In der Nähe von Grünhain fließt der sogenannte Oswaldsbach. An demselben soll um die Mitternachtsstunde ein gespenstischer Schatten auf- und niederhuschen, der beständig Klage töne ausstößt. Das Volk nennt denselben die Wiefelmutter und erzählt sich, einst habe ein Jüngling, dem seine Geliebte die Treue gebrochen, in dem genannten, an vielen Stellen sehr tiefen und reißenden Bache seinem Leben ein Ende

gemacht; seine ihn liebende Mutter habe ihn darauf sieben Tage lang aufs sorgfältigste gesucht, aber doch seinen Leichnam nicht wiederfinden können, und so sei sie zuletzt selbst an Erschöpfung und gebrochenem Herzen gestorben. Weil sie dabei gegen Gottes weise Fügung gemurrt, so sei es nun ihr Los, ewig den Körper ihres ertrunkenen Sohnes unter steten Klagen und Wimmern suchen zu müssen.



DIE RUINEN DER OSWALDKIRCHE BEI HEIDE



MARKERSBACH. I.